No. 34 * Jahrgang 1904 Donnerstag, 28. April

Der Welt Spiegel

Illustrierte Halbwochen-Chronik des Berliner Tageblatts

Spanische Reisebilder.

Von Ernesto Baum.
Hierzu sechs Aufnahmen des Verfassers.

Durch die Vorgänge in Barcelona und die Reise des jungen Königs durch sein Reich hat Spanien wieder einmal viel von sich reden gemacht, das von politischen Kämpfen zerwühlte Hispania, welches auch wirtschaftlich am Rande des Abgrundes steht. Das herrliche Land mit seiner uralten Kultur, seinen prächtigen Städtebildern, seinem eigenartigen Volke, hätte ein besseres Schicksal verdient. Und all dies, die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse auf der iberischen Halbinsel machen Spanien doppelt interessant und die Bekanntschaft mit ihm doppelt wünschenswert.

Und doch reist man noch viel zu wenig nach Spanien, besonders aus Deutschland! Wer Italien und Frankreich kennt, der sollte auch der dritten romanischen Station einen Besuch abstatten, ehe er die bedeutend kostspieligeren Touren nach dem Orient oder Egypten unternimmt — er wird sicher befriedigt heimkehren. Allzu große Ansprüche an modernen Komfort darf man freilich nicht stellen und, obwohl es in den großen Städten jetzt überall gute Hotels nach französischem Muster gibt, wird man doch ab und zu der nicht genug zu tadelnden spanischen Küche zum Opfer fallen; ist es doch in Granada, dem Glanzpunkte des Landes, damit überall noch sehr traurig bestellt!

In ganz Spanien, vielleicht nur mit Ausnahme des Nordens, tritt dem Reisenden das Volksleben noch in seiner urwüchsigen Originalität vor Augen; ein wahrer Hochgenuß für den von der alles nivellierenden Zivilisation Ernüchterten.

Stellen wir uns auf die große Brücke über den Guadalquivir, die Sevilla mit der Zigeunervorstadt Triana verbindet, da kann man die Volkstypen am besten beobachten. Zu Scharen ziehen sie an uns vorüber, die kleinen pikanten Töchter des Landes, so recht frisch und mutwillig kokett, eine wahre Augenweide, auch wenn sie den nordischen Fremdling mit scheelem, spöttischem Blick mustern. Wie keck und doch anmutig lachen die schwarzen Augen der beiden hübschen jungen Mädchen auf der ersten unserer Aufnahmen dem Reisenden entgegen, der ihnen den Kasten der photographischen Kamera entgegenhält. Zigeunerblut fließt in den Adern des Frauenkleeblatts, das nach der Tagesarbeit aus der großen Fabrik in Sevilla nach ihrem Häuschen in einer der engen Straßen Trianas zurückkehrt. Beobachten wir die Andalusierinnen im Hofe einer Bodega in Malaga, wenn sie die Mittagsruhe zu einem kleinen feschen Fandango benutzen, oder erfreuen wir uns an jenen halbwüchsigen Burschen, die an der Caleta von Malaga, zu zweien auf einem Maulesel reitend, die unvermeidliche Cigarillo im Munde, so recht übermütig daher trotten.

In der Huerta de Malaga, im Lande des wahren ewigen Frühlings, sitzen sie auch mitten im Winter vor ihren einfachen Hütten im Schatten mächtiger Bananen-Blätter, welche Zeugnis ablegen von der Milde des Klimas dieser südlichsten aller Hafenstädte Europas. Das sind Charakterbilder, wie sie nur Spanier eigen und wie man sie in Italien kaum mehr zu sehen bekommt.

Was Andalusien an maurischer Architektur darbietet, ist zu bekannt, um besonders darauf hinweisen zu müssen. Man soll nicht vergessen, daß hier die Denkmäler aus der höchsten Blütezeit arabischer Baukunst, wunderbar erhalten, wie die Alhambra von Granada, oder mit Geschick restauriert, wie der Alcazar von Sevilla, am bequemsten zu sehen sind. Und wie herrlich wirken diese Bauten, wenn sie, wie in den Gärten des Alcazar aus dem Rahmen tropischer Palmenpracht hervortreten oder wenn sie, wie die Puerta del Perdon der Kathedrale von Sevilla, ein Straßenbild in eigenartigster Weise abschließen. So fällt dem Nordländer in Spanien Neues und Eigenartiges auf Schritt und Tritt auf, das ihn lockt, recht lange in dem romantischen Lande der Grandezza zu verweilen.

Darum sollte man Spanien mehr Aufmerksamkeit schenken. Wer gerne billig reist, der sei darauf hingewiesen, daß das arme Land an einem Goldagio von 30 bis 40 pCt. krankt und 100 spanische Franken (Pesetas) nur einen Wert von etwa 60 Mark haben.

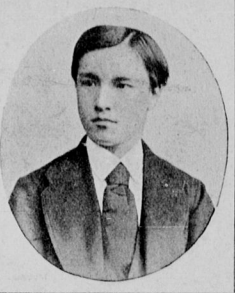
Siesta in einem spanischen Dorfe.

Im Garten des Alcazar von Sevilla.

Ein Fandango im Hofe einer Bodega.

Ein Jugendbildnis Katsuras,

des jetzigen japanischen Ministerpräsidenten, wurde uns von einem Freunde unseres Blattes übersandt, der dazu folgende Charakteristik des jungen Katsura entwirft: Taro Katsura hielt sich vor etwa 27 Jahren in Berlin auf. Das Bild zeigt den Japaner in seinem damaligen Alter von kaum mehr als zwanzig Jahren. Er wollte hier vor allem Deutsch lernen, nachdem er vorher in Paris gewesen war. Später studierte er dann in Berlin Kriegswissenschaften, die er im japanisch-chinesischen Kriege 1894 vorzüglich praktisch anzuwenden wußte. Sein Vater war zusammen mit dem jetzigen Marquis Ito Vertrauensmann des mächtigen Daimio von Choshu, der Ende der siebziger Jahre zusammen mit Satsuma und Tosa den Sturz des letzten „Taikun" veranlaßte und damit die Allgewalt des „Tenno", wie die Japaner lieber als Kaiser und Mikado sagen, herstellte.



Ein Märchen.

Von Eddy Beuth.

Vorwort: Die junge Mutter sitzt in der Abenddämmerung eines Frühlingstages im Schaukelstuhl auf einer Veranda, welche im Hintergrund die Aussicht auf eine stille Vorstadtstraße freiläßt. Vor ihr spielen ihre beiden kleinen Mädchen, Lotti und Baby. (Lotti, etwa sechs Jahre alt, sehr altklug, Baby etwa vier Jahre alt, süß-kindlich. Alle sind mit großer Sorgfalt gekleidet.)

Baby (die über ein Bilderbuch gebeugt liegt): Nu tann man danichts mehr sehn, Mutti, viel zu dunkel zu's Lesen.

Lotti: Hast Du gehört, Mutti? Zu dunkel zu's Lesen hat Baby gesagt. Erstens heißt's zu dunkel zu „das Lesen" und zweitens kann ja Baby noch gar nicht lesen.

Auf der Caleta von Malaga.

Die Puerta del Perdon der Kathedrale von Sevilla.

(Alles still.) — Baby: Mutti? — Lotti: Ich glaube, Mammi schläft; sie hört gar nicht mehr hin, wenn wir mit ihr sprechen. Mutti!!

Mutter (verträumt): Was willst Du denn, Lotti? — Lotti (trotzig): Ach, Mutti, Du spielst gar nicht mehr mit uns wie früher, und gestern hast Du nicht mal mit uns zur Nacht gebetet. Du hast uns gar nicht mehr lieb, Mutti.

Baby (stellt sich auf die Zehen): Baby wieder lieb haben, Mutti, Tuß deben.

Mutter (schließt beide in die Arme und küßt sie): Meine geliebten, süßen Kleinen. — Baby (sich losmachend): Au, Mutti, Baby nich so drücken, Du hast Baby weh detan.

Mutter: O, ich wollt' Euch doch nur lieb haben, das tut weh? (Kost mit ihnen.)

Lotti: Spiel' mit uns, Mutti! Soll ich die Puppen holen? — Baby: Die tönnen wieder Hochzeit machen.

Lotti: Wie dumm Baby ist; man kann doch bloß einmal Hochzeit machen, nich Mutti? Wo doch der Puppenmann noch lebt. — Mutter (visionär): Man kann bloß einmal Hochzeit machen, wo doch der Puppenmann noch lebt (sich aufraffend, gezwungen heiter), holt Eure Puppen, Mädi's, Mutti spielt was andres mit Euch.

Baby (trotzig, mit den Füßchen aufstoßend): Nu will ich nich mehr, wenn Lotti so dumm is! Nu will ich nich mehr! (weint.) — Mutter: Nicht weinen, Liebling. Was soll Mutti denn mit Euch spielen? — Lotti: Erzähl' uns ein Märchen, Mutti, ein wunder-, wunderschönes Märchen! — Baby: Ein Märchen erzählen, bitti, bitti. (Rücken an die Mutter heran und schmiegen die Blondköpfchen an ihre Knie.)

Mutter: Gut, ich will Euch ein Märchen erzählen, aber ihr müßt ganz stille sein und nicht muckfen, hört Ihr? — Baby: Baby will danz tille sein, bitti, bitti. — Lotti: Ruhig, Baby! Na, los, Mammi. Aber ein ganz neues Märchen, das wir noch nicht kennen. — Mutter: Ein ganz neues Märchen, das noch niemand kennt. Also — es war einmal!

Es war einmal ein wunder-, wunderschönes Prinzeßchen mit langen, langen Haaren und großen, dunklen Augen. — Baby: Drade so wie Mutti. — Lotti: Ruhig, Baby, sonst mußt Du raus! — Mutter: Lotti, laß doch Baby. Also — genau wie Mutti. Die wohnte in einem großen, düstern Schloß, mitten im Walde. Sie hatte nichts zu spielen, wie einen großen, gelben Hund, der hieß — Lotti: Ich weiß, wie er hieß; Leo hieß er, wie Großvaters großer Hund. — Mutter: Gerade wie Großvaters großer Hund, ganz recht. Die Mutter des kleinen Mädchens war tot, der Vater nicht viel zu Hause, und so war das kleine Mädchen oft wochenlang allein mit der alten Wärterin und dem großen Hund.

Baby: Das arme, arme tleine Mädchen!

Mutter: Aber sie wußte kaum, daß sie so einsam war, sie hatte ja nie etwas anderes gesehen. Sie lief im Wald und Feld einher und war gut Freund mit allen Tieren des Waldes. Sie hatte ja nichts weiter zu Freund und Gesellschaft als diese. So ging es jahrelang, die ganze Jugendzeit des kleinen Mädchens hindurch.

Um ihr verwunschenes Schlößchen war eine hohe Mauer, die es wie einen Wall umgab. Hinter der hohen Mauer sollte die Welt und das Leben liegen, hieß es in den Märchen, die die alte Kinderfrau erzählte. Das kleine Mädchen war aber zu klein, um über die Mauer zu sehen, und es war niemand da, der sie hinüberhob.

Baby: Tam denn tein Wolf und freßte das arme, tleine Mädchen auf?

Mutter (zögernd): Ein — ein Wolf war's eigentlich nicht; eines Tages kam ein — ein Bär, Baby, mit einem zottigen, grauen Fell, ein häßlicher, guter, alter Bär.

Lotti: Spielte das kleine Mädchen mit dem zottigen, alten Bär?

Mutter: Sie spielte mit ihm, besser noch, er spielte mit ihr, er freute sich an ihr, weil das Prinzeßchen so klein und zierlich war.

Baby: Und der Bär tatete ihr nichts, Mutti? — Mutter: Nicht immer unterbrechen, Baby. Also, der gute, alte Bär fragte das Prinzeßchen, ob es mit ihm kommen wolle, fort aus der Einsamkeit, in die Welt und ins Leben hinein.

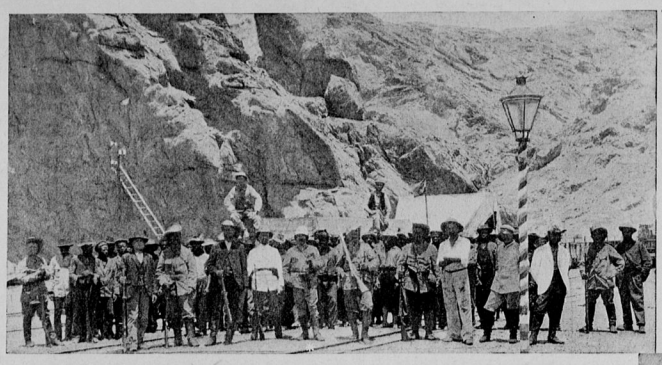
Lotti (klug, nachdenklich): Ich wär' sicher mitgegangen, Mutti, wo es doch im Wald so finster und einsam war.

Baby: Ich hätte Angst behabt, der droße Bär freßt mich auf. — Mutter (die Arme dehnend): Kurz und gut, das kleine Mädchen ging mit ihm fort in die Welt, es war ihm so dankbar, daß er es aus der Einöde herausholte, aus dem kalten, finstern Park, in dem es immer so fror. Draußen hinter den Mauern sollte ja die Sonne sein, (sehnsüchtig) draußen, draußen, hinter den Mauern. — Baby: Hat denn der alte Bär nie debrummt?

Mutter: Nein, Baby, er tat ihr nie etwas, er hatte sie ja so lieb. Und sie gewöhnte sich endlich an ihn, weil er so gut war. Sie kannte ja das Leben nur aus den Märchenbüchern und dachte, der Bär würde eines Tages das zottige Fell abwerfen und als Märchenprinz vor ihr stehen. — Pause. — Lotti (leise): Wurd's denn kein Märchenprinz, Mutti? — Mutter: S' wurde kein Märchenprinz, es war und blieb ein guter, alter Bär.

Baby: Ach, das is aber teine ßöne Deschichte, wo nich mal 'n Prinz drin vortommt.

Lotti: Is überhaupt kein Märchen. — Mutter: Es ist ja auch noch nicht zu Ende. Eines Tages kam ein Prinz (verträumt), ein junger, schöner Prinz. Er trug blitzende Knöpfe an seinem Gewand, und wenn er ging, machten seine silbernen Sporen kling, klang, kling, klang. Er kam oft zu dem alten Bären und seiner jungen Frau, und die beiden jungen Menschen lachten und scherzten und sangen zusammen. — Lotti: Und was machte der alte Bär? — Mutter: Er schlief meistens ein, wenn die beiden Jungen bis in die Nacht hinein plauderten und sangen. — Baby: Der dumme, alte Bär. — Mutter: Eines Tages sagte der Märchenprinz zu der Märchenprinzessin: „Komm' mit mir in ein

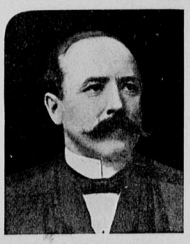


Eine Kolonne von Ingenieuren und Bahnarbeitern in der Station Kahn-River.

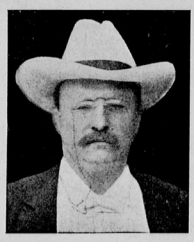
Aus Deutsch-Südwestafrika.

Während noch im Hererogebiet der Kampf tobt, ist man in Deutsch-Südwestafrika emsig am Werke, die Spuren des Aufstandes zu tilgen. So sind die Ingenieure und ein Arbeiterheer der Firma Arthur Koppel in Berlin an der Arbeit, die durch die Hereros zerstörte Linie der Bahn Swakopmund-Windhuk wieder fahrbar zu machen. Unser Bild zeigt eine solche Arbeiterkolonne unter Führung des Chefingenieurs Solioz (*), in der Nähe der Station Kahn-River. — Oberleutnant Reiß ist bei Okatumba im Kampf gegen die Hereros gefallen. Reiß hatte bereits früher bei der Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika gestanden, war dann jedoch wieder in die Heimat zurückgekehrt. Der Gefallene galt auch als einer der schneidigsten Herrenreiter auf dem deutschen Turf.

Oberleutnant Reiss.
Aufnahme von H. Noack, Berlin NW. 7.



G.G. Bain. Richter Parker.



Theodor Roosevelt

W. R. Hearst. *G.G. Bain.*

Die drei Präsidentschafts-Kandidaten der Vereinigten Staaten.

Im nächsten Jahre findet in Nordamerika die Wahl des neuen Präsidenten statt, da die vierjährige Amtsdauer Roosevelts, der am 14. September 1901 das weiße Haus in Washington bezog, zu Ende ist. Schon jetzt tobt der Kampf um die Kandidaten mit wechselndem Erfolge. Theodor Roosevelts Anhänger hoffen den Sieg ihres Mannes, doch scheinen auch die Aussichten für Richter Parker ziemlich günstig zu stehen. Parker ist gleich seinem Konkurrenten, dem Zeitungsverleger W. R. Hearst, der Kandidat der demokratischen Partei, wenn auch der vor Hearst bevorzugtere.

Frühling im Gebirge.

Auf dem Gipfel des Stanserhorn bei einem Gewitter im Tal. *J. Bucher phot.* Jungschnee auf St. Lomans. Die Wallenstöcke im ewigen Schnee.

Die Streitfrage, in welcher Jahreszeit das Hochgebirge am schönsten sei, harrt noch der endgiltigen Entscheidung. Jede Jahreszeit findet ihre fanatischen Anhänger, die mit beredten Worten klar zu machen verstehen, warum sie gerade das Gebirge besuchen, wenn tiefer Schnee Berg und Tal bedeckt und der eisige Föhn um die Felsen streicht oder wenn praller Sonnenschein die Spitzen der Berge vergoldet und die Firnen auf die reifen Aehren tief zu ihren Füßen hinabblicken. Wer aber die Berge aufrichtig liebt, der findet sie immer schön, gleichviel ob sie im Sommerschmuck prangen und Gewitter die Zacken und Zinnen durchtosen oder ob der Neuschnee im Frühling, der letzte Bote des scheidenden Winters, locker das Geröll bedeckt und vom ersten kräftigen Sonnenstrahl hinweggeküßt wird. Unsere Bilder führen in das Schweizer Hochgebirge im Frühling, auf die Kuppe des herrlichen Stanserhorns, unweit Luzern.

Anfang heut halb 7 Uhr.

Victoria-Theater

Anfang heut halb 7 Uhr.

Sonntag, den 14. Mai 1871.

Letztes Gastspiel des Herrn

Hermann Hendrichs.

Mephisto.

Dramatisches Gedicht in 6 Abtheilungen von Goethe.

Ouvertüre und die zur Handlung gehörige Musik ist theils vom Fürsten Radziwill, theils vom Kapellmeister Lindpaintner.

Faust	. . .	Frosch, Altmayer, Siebel, Brander, Studenten	Hr. Ernst. Hr. Thomala. Hr. Fricke. Hr. Lipski.	Bürgermädchen	Frls. Sternfeld, Ludwig.
Mephistopheles	Hr. Kühn.			Dienstmädchen	Frls. Fischer, Heißner.
Wagner	Hr. Pohl.			Der Erdgeist	Hr. Fricke.
Ein Schüler	Hr. Martin.			Böser Geist	Frl. Fermo.
Margarethe	Frl. Leseur.	Bürger	Hrn. Stern, Wittighausen, Wehrmann.	Eine Hexe	Hr. Gleißenberg.
Valentin, ihr Bruder, Soldat	Hr. Grunow.			Meerkatze. Studenten. Bürger. Soldaten.	
Martha	Frl. Kothe.	Handwerksburschen	Hrn. Lindermann, Lauber, Stahn. Blößem. Glaß.	Mädchen. Handwerksburschen. Volk.	
Schüler	Hr. Simon ꝛc.			Erscheinungen. Meerkatzen.	

* * * Faust: Hr. H[illegible]ann Hendrichs.

Ein eigenartiger »Faust«-Zettel, den unser Bild zeigt, befindet sich in den Erinnerungssammlungen des ältesten deutschen Schauspielers, Louis Kühn, der kürzlich sein siebzigjähriges Bühnenjubiläum feierte. Die Leistung Kühns war selbst gegenüber dem Faust Hermann Hendrichs eine so überragende, daß der Direktor des Viktoriatheaters, der alte Cerf, den Goetheschen „Faust" für die letzte Vorstellung so umtaufte. Im Feuilleton des „Berliner Tageblatt" wurde die Entstehung des seltsamen Zettels kürzlich bereits näher geschildert.

---

fremdes, fernes Land. Wir reisen über ein großes, blaues Meer, und wenn wir wochenlang gereist sind, kommen wir in eine herrliche, blühende Welt, in der niemand uns findet." Die arme Prinzessin weinte so sehr und sagte: „Ich kann ja nicht, ich habe ja meine beiden kleinen, süßen Mädchen, die kann ich doch nicht verlassen."

Lotti (erstaunt): Von den beiden kleinen Mädchen hast Du uns ja noch gar nichts erzählt, Mutti.

Mutter (zögernd und wehmütig): Sie, sie hatte zwei kleine, süße Mädchen, so — so in Eurem Alter.

Baby: Die kann se doch mitnehmen.

Lange Pause.

Mutter (nimmt Baby auf den Schoß, ganz leise, wie im Traum): Die kann sie nicht mitnehmen, Baby. Erst wollten sie es, aber — sie könnens nicht, in die fremde, unbekannte Zukunft, von der sie selbst nichts hoffen. „Sie würden uns hindern," sagte der Prinz, „in unserer jungen, seligen Freiheit."

Lotti: Das ist aber gemein von dem Prinz, die süßen, kleinen Mädchen zu verlassen.

Mutter: Und wenn er's gar wollte, sie würd's nicht tun, der alte, gute Bär wäre gestorben vor Herzeleid.

Baby: Ach, den dummen, alten Bär hatte ich ganz vergessen.

Lotti: Pfui, Baby, das ist schlecht von Dir, wo er so gut zu der Prinzessin und den kleinen Mädchen war. —

Pause.

Baby: Mutti hat deweint, meine Locken sind danz naß.

Lotti (ist vorn an die Veranda getreten und sieht ernst in das Halbdunkel hinaus): Ach, das ist aber eine scheußliche Geschichte; solch' schreckliches, trauriges Märchen, bei dem man weinen muß, mußt Du uns gar nicht erzählen. 'n Glück, daß es nicht wahr ist! Kuck, nu ist es schon ganz dunkel, draußen stecken sie schon die Lichter an. (Es flammen drüben an der Straße lange Lichter auf. Das Kind lehnt sich über die Veranda und winkt plötzlich hinaus. Man sieht beim Schein der Straßenlaterne einen jungen Offizier auf die Veranda zukommen.) —

Lotti (rufend): Onkel Heini, Mammi, Onkel Heini, nun wird's wieder lustig. —

Baby: Ich will auch Onkel Heini sehn, laß mich, Mutti.

(Der Offizier ist an die Veranda getreten, man hört deutlich das Aufklappern der Sporen auf dem Straßenpflaster. Sieht von draußen in die Veranda hinein, lehnt sich über die Brüstung. Die Mutter sitzt totenbleich und ohne sich zu rühren, indem sie Baby fest an sich preßt.)

Offizier (befremdet): Ihr seid ja alle so still, was ist denn los?

Lotti: Ach, Mutti hat uns so'n dummes Märchen erzählt.

Baby: So'n dummes Märchen.

Offizier: Von was handelte denn das Märchen?

Lotti: Ach, dumm, von 'n alten Bär und 'ner Prinzessin und ihren zwei kleinen Baby's. Und dann kommt 'n Märchenprinz . . .

Offizier: Nun, und?

Lotti: Und will die Prinzessin mitnehmen.

Offizier: Nun, und, weiter doch, weiter.

Baby (eifrig, sich überstürzend): Und die kleinen, süßen Mädßen will er danich mitnehmen und danz allein zu Hause lassen, der böse, böse Prinz. — Offizier: Nun, und, — was sagte die Prinzessin?

Mutter (die Kleinen fest umschlingend, ganz leise): Sie bleibt bei ihren Kindern!

Dies und Jenes.

Exotischer Ohrschmuck. Ueber Ohrschmuck veröffentlichte Richard Karutz im „Globus" einen lesenswerten Artikel, dem wir das Folgende entnehmen: Die Massais in Afrika rollen Messingdraht zu Scheiben von 10 Zentimeter zusammen und tragen diese Scheiben als Ohrschmuck. Die Rothaut der nordamerikanischen Prärie sieht man noch heute mit drei oder vier Ringen im oberen Ohrknorpel, deren jeder noch ein Hängewerk von Muscheln, Steinen, Zähnen, Knochen und Federn trägt und die zusammen gegen zwei Pfund wiegen. Die Ahony Indochinesiens gefallen sich in kolossalen Bleiringen zu zeigen, an denen zehn Quasten Perlen hängen; für die letzteren ist eine bestimmte Reihenfolge vorgeschrieben, so zwar, daß sechs gelbe und sechs rote Perlen beiderseits eingefaßt werden von einer weißen, schwarzen, weißen. Unter den Karoleuten auf Sumatra hatte man 62 Dollars zu einem massiven Silberschmuck, Pardung-Pardung, eingeschmolzen, der, einmal angelegt, das ganze Leben nicht wieder aus dem Ohre herauskam; eine gerade Silberstange wurde nämlich durch das Ohrloch gezogen und nun von beiden Enden her in die Form einer Doppelspirale gerollt. Mit einem Stück zusammengerollten Flanells, einem Hosen- oder Hemdenknopfe, Wollfäden und Bindfadenschnüren als Ohrschmuck kann man sich den Weg zum Herzen der sprödesten Indianerschönheit bahnen. Auf Neuseeland sah Cook seine Eisennägel und Messer umgehend in die Ohren wandern. Die Dajaden drehen sich Troddeln von rotem Kattun. Die Bagobos auf Midanao schnitten aus Porzellantellern Scheiben heraus, um sie mittels aufgekitteter Knöpfe im Ohr befestigen zu können. Auf Ceram läuten die großen Schellen metallener Ohrglocken dem Fremden entgegen. Gar bunt aber geht es in den Lagern afrikanischer und amerikanischer Expeditionen zu; Kerzenabschnitte, Präparatengläser, Streichholz-Schachteln Metallkapseln von Wein- und Bierflaschen, Konservenbüchsen, Patronenhülsen, alles verwertet der aus Eitelkeit erfinderische einheimische Träger als Ohrschmuck. Mit alten Karabinerhaken, mit Glasperlen, die überall im dunkeln Erdteil die höchste Sensation erregten und in der Südsee durchweg den alten traditionellen Ohrschmuck verdrängen, ist schon mancher Elephantenzahn, manche ethnographische Kuriosität erworben worden. Wie aber diese monströse Ohrenzierden auf das Ohrläppchen wirken, kann man sich vorstellen. Es wird nach unten gezerrt, bis es mitunter auf die Schulter herabfällt. Magellan sah in Südamerika sogar Ohren bis zur Brust hängen, v. d. Decken bei den Massais solche, die bequem bis zu den Mundwinkeln gezogen oder über die Ohrmuschel zurückgeschlagen werden konnten. Chamisso begegnete auf Ralik Leuten, die sie über den Kopf zogen, und auf der Osterinsel ließ man sie über den Nacken baumeln oder band die beiden Ohrläppchen hinter dem Kopfe aneinander. Diese Ausdehnung des Ohrloches und die Verunstaltung des Ohrläppchens gilt nun aber nicht etwa als ein notwendiges Uebel, das man seufzend in Kauf nehmen muß, will man anders mit seinem Schmuck einigermaßen anständig auftreten; im Gegenteil: man sucht die erwähnten körperlichen Defekte in der Jugend künstlich durch Einschieben immer dickerer Gegenstände in die Durchbohrung zu erreichen. Erst hält sie ein Grashalm offen, dann zwängt man ein ganzen Bündel hinein; kegelförmige Holzpflöcke, uhrfederartig eingerollte Palmblattstreifen. Bambuszylinder, Bleirollen dienen anderswo zum Aufweiten. Auf der Osterinsel und den Gilberteilands spannt elastisches oder gespaltenes Zuckerrohr die Oeffnung kreisförmig aus. So kommt es, daß Ohrlappen von der Größe eines Dessertteller beschrieben werden, daß auf den Philippinen die ersten Europäer den Arm durch das Ohrloch stecken konnten, daß es bei den Fidschiinsulanern zwei Fäuste faßt, und in Afrika und Australien oft nichts weiter vom Ohrläppchen übrig bleibt als eine lange dünne, auf die Schulter schlaff herunterfallende Hautschlinge. Man schätzt diese Verstümmelung außerordentlich hoch. Buddhabilder und die alten Götterdarstellungen der Japaner zeigen lang ausgezogene Ohren. Unter Wakamba, Massais und verwandten Stämmen Ostafrikas trifft eine besondere hohe Strafe den, der im Streit oder sonstwie den Ring eines andern zerreißt. Ist bei den Jaluiten auf den Marschallinseln die Haut des Ohrläppchens einer größeren Dehnung nicht mehr fähig, so verlängern sie es durch Ablösen eines Streifens der Wangenhaut, und ein geübtes Auge soll diesen Betrug nach der Wundheilung noch entdecken können. Die Frauen der Anachoreteninseln durchbohren und dehnen das Ohrläppchen, durchschneiden es, ziehen die beiden Lappen bis etwa sechs Zentimeter Länge aus und schieben auf jeden von ihnen eine Reihe von Holzstäbchen, ebenfalls mit Ringen versehen, zwischen die Enden der Ohrlappen und die auf sie geschobenen Ringe geklemmt, und damit sind die beiden Lappen wieder vereinigt. Das Ganze macht den Eindruck, als ob die Ohren noch heil wären und nur riesig ausgedehnt bis auf die Schulter herabhingen.

100 000 Mark für ein Pfund Schlangengift. Eine waghalsige, aber, wenn man am Leben bleibt, auch einträgliche Art, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, gibt es in Australien. Es ist das Sammeln von Schlangengift, das granweise abgeschätzt wird. Ein Pfund soll, wie ein englisches Blatt berichtet, 100 000 Mark wert sein. Es herrscht von Seiten der Chemiker lebhafte Nachfrage danach. Man erhält es von der Hornschwanz-Giftschlange, der braunen Otter und der Tigerschlange.

Miss Bertha Liebson, die „Jungfrau von Orleans" der Newyorker Ostseite, hat sich zur Führerin der proletarischen Bevölkerung dieses größtenteils von russischen Juden bewohnten Stadtteils in ihrem Kampfe gegen die wucherischen Spekulationen der Hauswirte gemacht. In Massen-Meetings, Flugschriften und Zeitungsartikeln protestiert die gedrückte Masse unter der Führung ihrer erst siebzehnjährigen Heldin gegen das Hinaufschrauben der Mieten im „dunkelsten Newyork", dem größten Ghetto der Welt. 2000 Familien, die nicht imstande waren, die gesteigerten Mieten zu bezahlen, sind exmittiert. Das unerschrockene junge Mädchen, das mit seiner Familie selbst dem Schicksal der Exmission verfallen ist, hat den äußerst beifällig aufgenommenen Vorschlag gemacht, Cooperativ-Genossenschaften zum Bau von großen Mietskasernen zu gründen, die außerhalb des Hausbesitzertrusts, ihren Mitgliedern billige, gesunde Wohnungen zu schaffen vermögen.

Zander & Labisch, Berlin, phot. **Der Gordon-Benettpokal.**

Die weitaus interessanteste automobilistische Konkurrenz dieses Jahres wird das Gordon-Bennett-Rennen auf der Saalburgstrecke am 17. Juni darstellen. Seit Wochen und Monaten hält die Vorbereitung für dieses Ereignis die Welt des „Töff-Töff" in Atem. Als Siegespreis ist bekanntlich der „Gordon-Bennettpokal" ausgesetzt, der im Jahre 1900 von Mr. James Gordon-Bennett, dem Eigentümer des „New-York Herald" als Wanderpreis für ein internationales Automobilrennen gestiftet wurde. Wie das Bild zeigt, ist das Wort „Pokal" symbolisch aufzufassen. In den beiden ersten Jahren fiel der Preis an Frankreich, 1902 gewann England die Trophäe. Wie bekannt, blieb im vergangenen Jahre ein deutscher Wagen siegreich und der Pokal wanderte in den Deutschen Automobilklub, wo er als Erinnerungszeichen an einen der glänzendsten automobilistischen Erfolge aufbewahrt wird, bis ihn der Sieger des nächsten Gordon-Bennettrennens entführt.

Luise (Frl. Höflich) und Ferdinand (Herr v. Winterstein).

Ein Ehrenhandel.

Von Michel Thivars.

Groß, knochig, sehnig wie ein Fechtmeister, mit blutdürstigem Auge und düsteren Brauen, das war die äußere Erscheinung des schrecklichen Fracassard, der sich in der ganzen Stadt des verdienten Rufes eines unerbittlichen und unermüdlichen Raufboldes erfreute. Die Zahl seiner Duelle war schon nicht mehr zu zählen.

Eines Tages empfing der schreckliche Fracassard in seinem Rauchzimmer, dessen einziger Schmuck in einer Menge Offensivwaffen bestand, den Besuch des gemütlichen Gerichtsaktuars Mouillepot, der täglich mit ihm im Cafe Manilla spielte.

„Mein alter Fracassard," sagte Mouillepot mit jener Vertraulichkeit, wie sie sich nur durch ein jahrelanges, gemeinsames Kneipenleben erklären läßt, „ich möchte Sie um einen Dienst bitten . . . wollen Sie mein Zeuge sein?"

„Aber selbstverständlich, zum Donnerwetter, ob ich will!" rief der schreckliche Fracassard. „Die Sache ist ernst, wie?"

„Aber, gewiß ist sie ernst," versetzte Mouillepot.

„Das laß' ich mir gefallen, denn Sie kennen mich, nicht wahr? . . . man nennt mich den schrecklichen Fracassard, und wenn die Sache keine Folgen haben sollte . . .

„Oh, die Sache wird Folgen haben," erklärte Mouillepot energisch. — „Bravo, dann bin ich Ihr Mann." — „Danke," erklärte Mouillepot; „die in Rede stehende Person ist Fräulein Eugenie" . . . — „Was, ein Duell mit einer Frau?" — „Aber nicht doch," entgegnete Mouillepot; „es handelt sich um eine Heirat mit Fräulein Eugenie Tricot, der Tochter des Wollhändlers vom Markte."

Eine Heirat! Der schreckliche Fracassard, der in der Ehe mit seiner seligen Frau sehr unglücklich gewesen war, hegte dieser geheiligten Institution gegenüber die beklagenswertesten, anarchistischsten Ansichten. — „Armer Teufel!" seufzte er und betrachtete den Aktuar mit mitleidigen Blicken.

„Wieso denn?" stammelte dieser.

„Beunruhigen Sie sich nicht, lieber Mouillepot," versetzte Fracassard freundschaftlich; „ich bin Ihr Zeuge, ich übernehme alles."

Er schob Mouillepot sanft zur Tür und hielt ihm dabei eine Rede, wie man sie Leuten gewöhnlich hält, denen man Moral predigen will.

Schließlich stieß er ihn hinaus, nachdem er ihm die beruhigende Zusicherung gegeben: „Ich wiederhole Ihnen, ich übernehme alles."

Als Fracassard allein war, schnitt er eine Grimasse. „Donnerwetter!" brummte er und ließ sich in einen Sessel fallen, „ist das eine schmutzige Geschichte."

Lange Zeit blieb er nachdenklich, den Kopf in die Hände gestützt.

Endlich erhob er sich, sein Entschluß war gefaßt. — „Ach was!" rief er in einem Tone, in welchem ein dumpfer Entschluß grollte, „es wird ein schweres Opfer für mich; aber man soll nicht sagen, daß ich einen alten Freund im Elend verlassen habe."

Nach diesen Worten setzte er sich mit einem Faustschlag den Hut auf das linke Ohr, knöpfte seinen Gehrock hermetisch zu, und schlug den Weg nach dem Marktplatze ein.

Ernst und steif trat er in den Laden des Herrn Tricot und nahm vor dem Wollhändler, der gerade Strümpfe in einen Karton einsortierte, seinen Hut ab.

„Sie wissen jedenfalls, mein Herr, welchem Motiv ich die Ehre verdanke, mich Ihnen vorstellen zu dürfen."

Der Wollhändler nahm das liebenswürdige Lächeln des Kaufmannes an, der ein gutes Geschäft wittert, versetzte aber kein Sterbenswörtchen. „Mein Herr, ich bin der Zeuge des Herrn Mouillepot."

„Ah, Sie sind Arsenes Zeuge; ich bin entzückt mein Herr," sagte der Wollhändler und reichte Fracassard die Hand.

„Das tut man nicht, mein Herr," versetzte dieser ärgerlich und legte die Hand auf dem Rücken, es ist unkorrekt."

„Unkorrekt?"

„Ja, kennen Sie denn nicht Chateauvillard?" versetzte Fracassard ärgerlich.

„Chateauvillard? warten Sie mal . . . allerdings, einen Chateauvillard habe ich früher gekannt, er machte in Kolonialwaren." Fracassard runzelte die Stirn. „Ich spreche ja von dem Autor des Duellkodex," versetzte er trocken.

„Na, das ist doch wohl nicht derselbe," meinte Tricot.

„Kurz und gut," fuhr Mouillepots Zeuge fort, „ich komme, wie ich Ihnen bereits sagte, auf den Zweck meines Besuches zurück. Als Zeuge habe ich die Mission, im Namen meines Mandanten zu sprechen. Ich füge hinzu, daß auch ich von versöhnlichen Gefühlen beseelt und gerne geneigt bin, die Angelegenheit auszugleichen."

„Was denn für eine Angelegenheit?"

„Nun, die Dingsda Angelegenheit . . Sie wissen doch?"

„Ach so, Sie meinen die Heirat . . . Ach, das ist schon alles in Ordnung. Herr Mouillepot hat um Eugenies Hand angehalten . . ."

„Ach was, Sie wissen, man sagt so etwas so hin und spricht unbedachte Worte, die man hinterher bitter bereut."

„Wie beliebt?"

„Und dann ist er wohl ein bischen herausgefordert worden."

„Herausgefordert?"

„Nun, nehmen wir an, das Unrecht war auf beiden Seiten . . . Wir werden also gemeinsam ein kleines Protokoll aufsetzen, und die Sache wird keine weiteren Folgen haben."

„Aber, zum Donnerwetter, ich weiß garnicht, was Sie sagen wollen. Arsene hat mich um die Hand meiner Tochter gebeten, ich habe sie ihm bewilligt, dazu braucht man doch kein Protokoll."

„Sehr gut, mein Herr," versetzte Fracassard in eisigem Tone; „da Sie nichts tun wollen, um eine ernste Auseinandersetzung zu vermeiden, so werden wir nachgeben."

Dann fügte er hinzu: „Wir sind bereit, uns zu entschuldigen."

Da es aber das erste Mal in seinem Leben war, daß er sich in dieser Weise demütigte, so konnte er nicht umhin, dem Wollhändler als Ausgleich ein paar fürchterliche Ohrfeigen zu verabreichen.

So ging Mouillepots Heirat in die Brüche, und es kam auch zu einem Duell, aber nicht zwischen dem Wollhändler und Fracassard, sondern zwischen den bisherigen beiden Freunden, wobei der schreckliche Fracassard wider Erwarten einen ordentlichen Degenstoß erhielt.

Kalb (Herr Georg Engels) und Lady Milford (Fräulein Duvrieux).

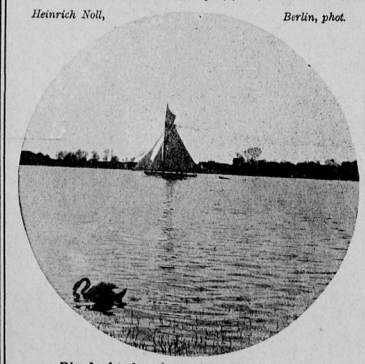
Neueinstudierung von »Kabale und Liebe« im »Neuen Theater«.

Eine Kolossalbüste des Kaisers von Prof. Walter Schott

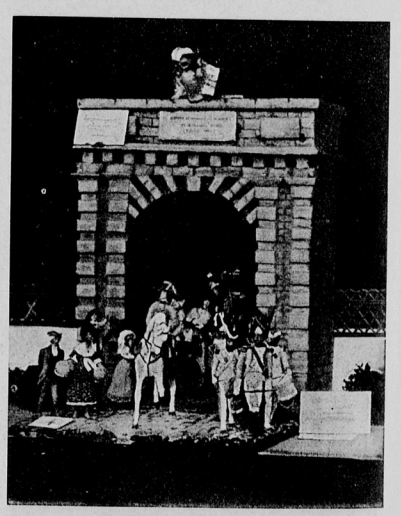
Für die neue Rheinbrücke bei Mainz, die am 1. Mai in Gegenwart des Kaiserpaares eingeweiht werden soll, hat Professor Walter Scholt in Berlin eine Kaiserbüste geschaffen. Die Büste ist ganz in Kupfer getrieben und drei Meter hoch. Vor einigen Tagen wurde das viele Zentner schwere Standbild von Berlin nach seinem Bestimmungsorte gebracht. *Max Rockwitz & Co., Berlin, phot.*

Unser Stimmungsbildchen zeigt einen der Havelseen in der Nähe von Potsdam. Die Frühlingssonne glitzert auf dem Wasserspiegel, den im ersten Grün prangende Sträucher begrenzen. Hart am Ufer streicht die kleine Jacht des Kronprinzen, mit der er, ein passionierter Segler wie sein Vater, die Fluten der Gewässer zwischen Potsdam und der Reichshauptstadt durchschneidet. Das zierliche Schiffchen, graziös wie der Schwan, der seinen schlanken Hals mit dem kühlen Wasser netzt, hatte, wie noch erinnerlich sein dürfte, manche Schwierigkeit zu überwinden, ehe es auf dem feuchten Elemente anlangte. Vielleicht ist die Jacht trotz aller Dementis doch die Veranlassung, daß den Potsdamern vom Eisenbahnministerium ein Kran bescheert wird.

Heinrich Noll, Berlin, phot.



Die Jacht des deutschen Kronprinzen.



Ein Meisterwerk aus Zucker.

Auf der diesjährigen Kochkunstausstellung in Paris erregt das Meisterwerk eines Zuckerbäckers großes Aufsehen. Die Plastik stellt den Einzug des Oberkommandanten des französischen Revolutionsheeres, Napoleon Bonapartes, am 14. Mai 1796 in Mailand dar. Die Figur des 27 jährigen Kommandanten ist ganz vorzüglich gelungen, auch die Steinarchitektur des Tores brillant durchgeführt. „Der Einzug Bonapartes" wurde mit der goldenen Medaille prämiiert. *Aufnahme von Charles Delius, Paris.*

Nachdruck sämtlicher Artikel und Bilder verboten. Verantwortlicher Redakteur: Reinhold Schlingmann in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.